
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

August 8/2021

73. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Angela Reinders

Körperliche Distanz und digitale Nähe

Christian Heckmann

Gesucht – gefunden?

Die Pfarrei der Zukunft in den Bistümern Essen und Trier

Martin Patzek

Alter oder neuer Dienst?

Römisches Interesse an der Katechese

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Georg Lauscher	
Bleib auf der Suche, wo Christus ist!	226
<hr/>	
Angela Reinders	
Körperliche Distanz und digitale Nähe	227
<hr/>	
Christian Heckmann	
Gesucht – gefunden?	
Die Pfarrei der Zukunft in den Bistümern Essen und Trier	233
<hr/>	
Martin Patzek	
Alter oder neuer Dienst?	
Römisches Interesse an der Katechese	238
<hr/>	
Kurt Josef Wecker	
In einem Stau, der sich langsam auflöst	
Pilgern in Corona-Zeiten – und danach	241
<hr/>	
Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango	
Die „Bruderliebe“ in den Johannesbriefen	
Aktuell und sprachgerecht übersetzt	248
<hr/>	
Rezension	
Massimo Borghesi: Papst Franziskus	254
<hr/>	

Kurt Josef Wecker

In einem Stau, der sich langsam auflöst

Pilgern in Corona-Zeiten – und danach

Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war?

„Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war“, so lautet tief sinnig der Titel eines Romans von Joachim Meyerhoff. Wann geht es endlich so weiter, wie es vorher war – nach dem Ausnahmezustand der Pandemiekrise? Sind wir bereits im „Danach“? Und wird es im „Danach“ die nahtlose Anknüpfung an das Lebenskonzept von zuvor geben? Die Sehnsucht nach Normalisierung ist eine verständliche, wenn auch bescheidene Regung; eine rückwärtsgewandte Hoffnung, ausgerichtet auf den Zustand, wie er „vorher“ war? Gebe ich mich zufrieden mit der Hoffnung auf die neue Normalität? Oder strecke ich mich aus nach dem „Neuen“, in dem noch niemand war? Das Neue! Manche befürchten es, einige hoffen darauf.

Doch pünktlich zum Urlaubsbeginn wird es 2021 wohl wieder etwas Normales geben: den Stau auf Deutschlands Straßen. In der Phase des ersten strikten Lockdowns gab es kaum Staus auf den Autobahnen. Der abrupte Stopp des öffentlichen Lebens machte sich auch in der automobilen Welt bemerkbar. Die Ästhetik einer heruntergefahrenen Welt war seltsam: leere Straßen und Transitzonen. Die Rennstrecken des Lebens und der Autorepublik Deutschland – ruhiggestellt. Unser vom „unbewegten Beweger“ in Gang gebrachtes Leben geriet ins Stocken; ein Stillstand, den einige Verschonte (auch viele „Kopfarbeiter“ im Kirchenbereich) euphemistisch als „Entschleunigung“ oder „Auszeit“ erlebten und anpriesen.

In dieser verstörenden Zeit stieß ich in der Wochenzeitung DIE ZEIT auf einen Essay über *Julio Cortázar* (1914-1984) und seine Erzählung „*Südliche Autobahn*“ (1966)¹. Die Erzählung wurde für mich zum Gleichnis dieser Zeit; sie legt offen, wie es uns in der Unterbrechung der für selbstverständlich gehaltenen Fließbewegung des Lebens ergeht und wie es womöglich „danach“ weitergeht. Der argentinische Wahlfranzose, ein Meister der phantastischen, surrealistischen Literatur (und welche Literatur passt besser zu solchen „verrückten“ und „unheimlichen“ Zeiten als die des Surrealismus ...?!), beschreibt darin etwas zunächst Alltägliches.

Cortázar erzählt die Geschichte vom jähen Ende der Mobilität: Auf der Autobahn Richtung Paris entwickelt sich im Wochenendverkehr an einem heißen Augusttag ein Stau. Der Verkehrsfluss bleibt stehen – und irgendwie auch die Zeit: Nichts geht mehr. Wir kennen diesen Zwischenfall nicht nur aus den Litaneien des Verkehrsfunks: die tägliche kleine Apokalypse des Nichtsgeht-mehr, die leere, entleerte Wartezeit im erzwungenen Lockdown, die meist kurzzeitige Unterbrechung des kontinuierlichen Verkehrsstroms. Normalerweise ist die Raststätte – auch sie ist ein sehr seltsamer Transitort der Moderne – die einzige Ausnahme vom Halteverbot der Autobahn. Es sei denn, wir geraten in einen Stau, diese erzwungene Unterbrechung meiner Vorwärtsbewegung auf der Rennstrecke der Moderne. Der moderne Nomade, aber auch der zielbewusste Macher erleiden die Erfahrung mit dem, was nicht in unserer Macht steht. Das kränkt. Wir gelangen an die Grenze des Planbaren. Auf uns zurückgeworfen, erleiden wir einen spürbaren Verlust an Lebenszeit – oder nutzen diese Wartezeit zum Nachdenken. Ein unerwartetes Ereignis, Unverfügbares und der Zustand unabsehbarer Dauer versetzen mich in den Zustand der Passivität und Nervosität. Die Ursache für den Halt auf der Autobahn in Cortázars Kurzerzählung bleibt verborgen. Aber irgendetwas ist dazwischengetreten und wurde zum gewaltigen

Stopschild. Noch ahnt niemand das Un-
denkbare: dass dieser Stau sich nicht auflöst,
sondern monatelang dauern und das Leben
aller Verkehrsteilnehmer in der folgenden
Zeit prägen wird. Man kann nicht einmal
„auf Sicht fahren“. Dieser permanente
Krisenzustand – ein fast apokalyptisches
Momentum. Die in der Dauerkrise wie
in einer Schicksalsgemeinschaft Gefangenen
sitzen in der Falle: Das Ende aller Freiheit
und Mobilität. Erzählt wird, wie eine
Gesellschaft in diesem unerträglichen
Warten an die Grenze ihrer Nervenkraft gerät.
Allen ergeht es gleich. Niemand kann sich
davonmachen; alle sind unbehaust, abhängig
und angewiesen. Das Grundrauschen
des Lebens auf der Autobahn fehlt in dieser
Stille, die wehtut; ein Kontrollverlust,
wie ein böser Traum. Der Stau als Dauerzustand.
Eine unfreiwillige Solidargemeinschaft
ist zum Warten verurteilt. Doch in diesem
Ausnahmestand erweist sich schnell, was
im Menschen steckt und wie er sich in
Grenzsituationen entwickeln kann. Erzählt
wird, wie „Verkehrsteilnehmer“ in dieser
Krise über sich hinauswachsen und das
Menschliche in sich entdecken. Da offenbaren
sich die wahren Charaktere: ein Panoptikum
von Leidensgenossen; genervte und frustrierte
Zeitgenossen, von denen einige angesichts
des Widerfahrnisses unbefristeter
Wartezeit zunehmend aggressiv reagieren.
Andere entwickeln im „Zeitstau“ ein
starkes Gemeinschaftsgefühl; es werden
kollektive Hilfsaktionen organisiert, manche
der Gestrandeten entpuppen sich als
„Ichlinge“ und „Krisengewinner“. Es
kommt zu kleinen Verteilungskämpfen. Da
sind Biedermänner und Großmäuler, Wortführer
mit Organisationstalent, Führungsstärke
und Überlebenswillen. Feingefühlige zeigen
in dieser einförmigen Monotonie Nächstenliebe
und Empathie. Kinder werden während
des monatelangen Stillstands gezeugt.
Menschen sterben, und deren Autos werden
von anderen Verkehrsteilnehmern pietätvoll
mitgeschoben, wenn sich die Stauschlange
mal ein wenig bewegt. Die Menschen tragen
keine Namen, sie werden nach ihrer
Automarke bezeichnet:

„Der Porsche“, „der DKW“, „der 2 CV“, „der
Taunus“ ... Man schläft in den Autos und
geht am Straßenrand auf Proviantssuche.
Es kommt zum Kampf um den knappen
Proviant. Die Leute sind dazu verurteilt,
im Ungewissen auszuharren. Doch mit der
Zeit entwickelt man auch im Ausnahmestand
feste Rituale. Alle warten nur auf das
Ungewisse: auf das eine erlösende Ereignis –
wie auf einen Messias: dass sich der Stau
auflöst und dass es endlich weitergeht.

Eines Tages – man hat schon gar nicht
mehr darauf zu hoffen gewagt – löst sich
der Stau wie aus heiterem Himmel tatsächlich
auf. Jeder schaut, wie er so schnell wie
möglich wekommt. Die zeitlich begrenzte
Solidargemeinschaft findet abrupt ein
Ende; man verliert sich aus den Augen; der
Drang zur „Rückkehr in die Normalität“ ist
stärker und erweist das Folgenlose der
widerfahrenen Unterbrechung. Die geisterhafte
Straße wird wieder zum Transitraum.
Eben noch war man aufeinander angewiesen.
Doch nun fährt man, auf Nimmerwiedersehen,
aneinander vorbei – Paris entgegen,
als wäre nichts geschehen, als hätten alle
im Stau Gefangenen die Monate des
Wartens und des gemeinsamen Duldens
vergessen. Die von allen erlittene Stauerfahrung
bewirkte keine Katharsis. Das Erschrecken
über das Einfrieren der Bewegung, die
Erfahrung von Begrenzung und Immobilität –
all diese Zumutungen blieben an der
Oberfläche; der Schock darüber, wie zerbrechlich
Lebenspläne sind und wie wenig selbstverständlich
das heile Erreichen eines Tagesziels ist,
ist rasch überwunden. Die Krise blieb nur
eine vorübergehende Zäsur. Man schaltet
in die davor gewohnte Beschleunigung
zurück und lässt diese kleine Endzeiterfahrung
hinter sich, als sei sie unwirklich gewesen.
War da etwas Existenzerschütterndes?
Ist diese Zäsur ein Stück meiner
Lebenszeit gewesen? Dieses Verhalten ist
Ausdruck einer „Kultur des Vergessens“.
Der Riss wird sehr bald völlig aus dem
kollektiven Gedächtnis der Betroffenen
verschwunden sein. Wer ist „danach“
auf der Überholspur, auf der allein der
Imperativ gilt: schneller, weiter, mehr ...?

Lektionen des Stillstands

„... und mit achtzig Stundenkilometern fuhr man den Lichtern zu, die allmählich größer wurden, ohne dass man genau wusste, wozu diese Eile, warum dieses Rennen in der Nacht zwischen fremden Autos, in denen keiner etwas vom anderen wusste und jeder nur geradeaus starrte, nur geradeaus.“, so Cortázar. Man muss kein Prophet sein, um für die Nachpandemiezeit vorauszusagen: Das Rennen „danach“ wird wieder losgehen: die Rückkehr zu einer ein wenig auf neu polierten alten Normalität und in die Routine. Wird es uns auch nach dieser Pandemiezeit so ergehen? Und was ist mit denen, die wir in dieser schweren Zeit verloren haben und für die es kein irdisches „Danach“ gibt? Wie werde ich aus dieser Störung meiner Lebensabläufe hervorgehen? Es steht noch dahin, ob mich diese Krise zu einem „besseren“ oder nachdenklicheren Menschen verwandeln wird ... Wir alle standen im Stau und fragen uns, was eigentlich in diesem Shutdown an sein Ende gekommen ist. Die (Kirchen-) Welt – eben noch auf Hochtouren brummend – und dann macht eine schleichende, lautlose, unsichtbare Macht alle Planungen zunichte. Wie haben wir diese Zeit erlebt: als „vita passiva“ (Luther), als verfügten Stillstand und Leerlauf, als heilsame Erschütterung? Auch wenn viele von uns auf sich zurückgeworfen wurden, garantiert ein solches dem Einzelnen zugemutetes Innenhalten nicht automatisch ein Mehr an Innerlichkeit, Ausgewogenheit, Gelassenheit, Dankbarkeit. Wird es also so sein, dass wir bald vergessen und durchstarten? Wird es so sein, dass wir, die wir davongekommen sind, uns verwundert die Augen reiben über eine seltsame Episode, die uns überrollt hat und uns plötzlich und unerwartet zum Stillstand zwang? Es kann sein, dass wir schnell vergessen – so rasch wie in den „Goldenen Zwanzigern“ der Erinnerungsfaden an die spanische Grippe von 1918/19 riss.

Es ist menschlich verständlich, dass viele von uns zurückkehren möchten zum Status

quo. Könnte man doch einen Salto mortale zurück machen ... Denn wir lebten aus der Erinnerung an Glücksmomente im „Davor“: Hoffentlich werden wir diesen erlösenden Augenblick feiern, uns also „irgendwann“ gelöst in den Armen liegen, singen und feiern und uns ohne Abstand anlachen. Werden wir uns in aller Gelöstheit dann das Gespür bewahren, wie fragil das Geschenk der Gesundheit ist oder wie kostbar die Leihgabe eines geliebten Menschen? Noch steht dahin, was die kollektive Erfahrung des Stillstands aus uns machen wird und wie lange wir im Lebensstil die Folgen der Pandemie spüren.

Moratorium der „Präsenzkultur“ – Verzicht auf Wallfahrt

Kirche ist – bei aller stabilitas loci und Intimität einer Hausgemeinde – eine mobile Gesellschaft Jesu. Eine Kirche in der Nachfolge der weltreisenden Apostel, die bewegungslos und regungslos bliebe und die es sich im inneren Reform-Stau einrichtet, würde träge, satt, kleingeistig und selbstzufrieden. Doch die Gemeinde Jesu Christi ist nicht sesshaft, sie dient nicht dem Diesseitsbewusstsein; sie ist das pilgernde Volk Gottes. Kraft dieser Berufung erinnert die Kirche voller Ernst daran, dass unser aller Leben hinfällig ist und ein Ziel hat – in einer Wirklichkeit, die jenseits des kirchlichen Einflussbereichs liegt. Wir nennen das Ziel auch „das himmlische Jerusalem“. Wir müssen Rechenschaft ablegen von der Reichweite unserer Hoffnung. Hofft die Kirche darauf, dass sich möglichst schnell wieder der gesellschaftliche und gemeindliche Stau auflöst und sich der Zustand „davor“ einstellt – oder hofft sie auf ein Ziel, das alle Normalität sprengt? Vermissten wir den „normalen Betrieb“? Oder den, der alle Normalität sprengt?

In existentiellen Lebenskrisen kennen wir die Möglichkeit, zur Praxis der Wallfahrt als einer Glaubentherapie zu greifen. Wallfahrten sind – bei aller spielerischen Ausgelassenheit und Körperertüchtigung

- auch ein Gleichnis dafür, dass wir fragile Gäste auf dieser schönen Welt sind und als Fremdlinge unterwegs sind hin zu einem Ziel, das wir uns nur in blassen Bildern ausmalen können. Pilger gestalten - in aller Daseinsfreude - eine Einübung in ein langsames Lebenstempo. Pilgern ist auch eine Form der ars moriendi²! Im Mittelalter fanden während der Beulenpest-Epidemien Wallfahrten statt: Bittgänge zu Pestkreuzen und Vesperbildern, Prozessionen zu heilbringenden Andachtsbildern, der Schutzmantelmadonna und den Verehrungsstätten der Pestheiligen und Pestheiliger Rochus, Christophorus und Sebastianus. Menschen suchten - manchmal mit wundgelaufenen Füßen - in solchen brüchigen Zeiten konkrete Zufluchtsorte, an denen sie sich, ihre Fürbitten, ihre Klage und Anklage hinterlassen konnten, an denen sie in ihrer Lebensnot baten um Einsicht und Trost. Der Zusammenhang von Heil, Heiligung und Heilung wird während einer Wallfahrt (nicht nur in Lourdes) deutlich. Denn irgendwohin müssen wir Menschen flüchten, wenn wir haltlos werden, ratlos und verwundet an Leib und Seele. Wir brauchen „Seelenkost“, Herbergen und Wege, die orientieren. Wir suchen Hoffnungsbilder, Berührungsreliquien oder Klagemauern, wenn uns die Worte fehlen und uns die schlaun theologischen Deutungen einer Katastrophe nicht befriedigen. Pilgerreisen waren und sind Handlungsspiele des Volkes Gottes, das auf dieser Welt keine letzte Heimat hat, sondern „im Elende“ wohnt und sich in der „Endzeit“ dem entgegenkommenden Gott zubewegt.

Darum traf der Einbruch eines verstörenden Virus und der „religiöse Shutdown“ die katholische Kirche besonders hart, die ja - mehr als der Protestantismus - von einer „Kultur der Präsenz“ geprägt ist. Auch Kirche stand im Stillstand, fand sich im Stau wieder. Uns wurde wie ein Gebot nahegelegt: Schaltet in den Pausenmodus! Bleibt zu Hause, dann bleibt ihr auch heil und gesund! Lasst ausfallen, was gefährdet und was nicht lebensnotwendig ist! Pilgernde Menschen hätten zu Risikofaktoren werden

können. Ihnen wurde Verzicht auferlegt: eine entbehrungsreiche Zeit, eine Kränkung für uns, die wir das Leben verlässlich planen. Fast alle Pilgerorte hatten ihre Angebote abgesagt oder drastisch reduziert. Nun gehört Pilgern nicht zum „Kerngeschäft“ der Pastoral. Das schöne Spiel des Pilgerns ist nicht Pflicht, sondern Kür, eine öffentlichkeitswirksame Zu-Gabe, eine sportliche Spiritualität. Als Pilgernde wollen wir freiwillig auf sehr menschliche, sinnfrohe Weise vor dem Schöpfer in Bewegung bleiben. Ich will in meinem zerbrechlichen Leib Gottes Gnade erfahren, seine Nähe feiern und vor ihm unter bestimmten Spielregeln ein Spiel auf offener Straße aufführen. Wir möchten spontan unsere Freude und Euphorie zeigen und singend aus uns herausgehen. Doch Pilgern gehörte in der Krise zu den riskanten Veranstaltungen für Leib und Seele, auf die man aus Gründen der Nächstenliebe und Selbstsorge verzichtet hat. Wenn Bewegungsfreiheit und leibhaftige Beteiligungsformen eingeschränkt sind, dann leidet der Glaube an Verlust von „Präsenz“. Der „Körperkirche“ (Kurt Marti) wird eine Ausdrucksgestalt ihrer Verkörperung und Selbstdarstellung genommen. Wie wichtig sind Atmosphäre, Sinnlichkeit, Anstrengung und Mühe, eine körperliche Herausforderung, manchmal sogar eine Strapaze, die kleinen Freuden an Kraftorten im Nahbereich, der Luxus des Überflüssigen und Zweckfreien, die riechbare, berührbare und schmeckbare Nähe göttlicher Zeichen. Und wie wohltuend ist - im guten Sinne - auch der „Unterhaltungsfaktor“ der Religion, der „Flow-Zustand“, der uns guttut, in den ich mich vertiefe. Die Pandemie raubte uns auch diese Form der geistlichen Unterhaltung. Wir waren permanent „Staubbeobachter“. Meine Aufmerksamkeit war permanent fixiert auf das eine große Thema Corona³. Zuweilen ist der Glaube auch eine schöne Form der „Ablenkung“. Wir gehen aus uns heraus und wenden den Blick hin auf das, was nicht in unserer Macht steht. Der Zeitgenosse, der wort- und kopflastig in der Krisenzeit auf das eine sich monoton aufdrängende Thema starrt, sucht

nach einem Ort, der ihn tief bewegt. Für Menschen vergangener Epochen bedeutete Wallfahrt eine Art „Ausnahmestandard“. Für viele Mitchrist/innen ist auch heute die Wallfahrt ein Highlight im Jahresrhythmus, eine Grenzüberschreitung, eine heilsame Ablenkung vom Alltag und von sich selbst, eine kleine Erlösung aus der Einsamkeit. Jede Pilgerfahrt auch im Nahbereich ist gewissermaßen eine „Fernreise“, eine Bereicherung, ein Aufbruch, das verwegene Abenteuer der neugierigen Suche nach dem fernen und fremd gewordenen Gott und seinen Heiligen. Pilgerziele wie das Hl. Land oder Pilgerorte wie Lourdes leiden auch wirtschaftlich massiv unter den Folgen des Ausbleibens der Pilgerströme. Am Pilgern hängt eine ganze Infrastruktur, hängen Arbeitsplätze. Es wäre auch ökonomisch verheerend, wenn uns „danach“ die Lust auf besondere Treffpunkte mit dem fernen Gott verloren ginge und die Pandemiekrise die Auszehrung mancher Wallfahrtsorte beschleunigte.

Pilgern „impft“ den Glauben

Pilgern weckt das Fernweh nach dem fernnahen Gott! Beim Geschehen einer Wallfahrt ist viel Brauchtum dabei; aber auch die bewusst gesuchte Unterbrechung des Gängigen, das Sich-selbst-fremd-werden, der furchtlose Aufbruch ins Neuland. Wenn wir einmal auflisten werden, was wir in der Stauphase vermisst haben, dann fehlte unserer Glaubenspraxis ... was? Vermutlich auch diese Bewegung zueinander und miteinander und „Segensräume“. Lourdes-Pilger, Taizé-Besucher, Rom-Wallfahrende und Fußgruppen nach Trier haben das Pilgern im Blut; sie leiden unter Entzugerscheinungen. Uns blieb nichts anderes übrig, als innerlich zu „Gedankenreisen“, ja zu kleinen „Gedankenfluchten“ aufzubrechen. Unser religiöses Begehren nach gemeinsam geteilten Wegen und heiligen Orten, dem Erleben der großen „Erzählgemeinschaft“ Kirche, dem „Festlichen“ einer Wallfahrt wurde nicht gestillt.

Wohin aber soll sich der segensbedürftige Mensch wenden, wenn ihm Orte voller Heil und Heilungsversprechen, mit all dem leiblichen Miteinander, unerreichbar bleiben? Die schöne Kunst, miteinander unterwegs zu sein, pilgernd den Glauben zu demonstrieren, Berührung mit heiligen Gegenständen zu suchen, unbefangen und lautstark das „Fest des Lebens“ zu feiern – diese dem Katholizismus so wichtigen äußeren Entdeckungsreisen des Glaubens fehlten. Wir alle wissen, wie sehr das „Leibhaftige“, „das Außen“ mitbaut an unserem Innenleben. Auch der Tiefgang verlangt nach Oberflächlichem, die Konzentration auf das Wesentliche ruft nach ein wenig Zerstreuung im Vorletzten. Wir hängen dran: am unsichtbaren Gott und an sichtbaren Zeichen, an handgreiflichen Ritualen, am schönen Drumherum, am Gemeinschaftlichen im Glaubensvollzug.

Die Not machte auch die Verantwortlichen an Wallfahrtsorten erfinderisch. Diese sind Raststätten und Haltebuchten an den Autobahnen des rasanten Lebens. Wir waren mit weniger zufrieden. Eine bewegliche Kirche beschränkte sich auf enge Mobilitätsräume und erfand Not-Lösungen. Trotz einer gewissen Entspannung der Lage werden im Sommer und Herbst 2021 viele Wallfahrtsorte nur sehr verhalten einladen; manche verzichten 2021 erneut wegen der Unsicherheit über den weiteren Verlauf der Pandemie und dem fehlenden ehrenamtlichen Personal, um die pandemiebedingten Sicherheitsauflagen zu erfüllen. Manche sagen ab, weil ihnen eine Wallfahrtsaison ohne dichte Communio-Erfahrungen und Gastlichkeit zu blass erscheint. Viele Pilgerorte „fahren ein Notprogramm“ und haben auch 2021 abgesagt, weil sie keine Chance sehen, ein „Gesamtkunstwerk“, das katholische „Sowohl-als-auch“ zu gestalten. Prunkvolle Liturgien, das fröhliche Gewusel, Glaubensfeste voller Nähe, Ausgelassenheit und Wiedersehensfreude, das sorglose Abstandnehmen von der „Affektkontrolle“, das Aufgehen in der Menge – all das ging nicht. Die kühle, puristische Feier des Heiligen liegt uns nicht auf Dauer. Wir

wollen nicht nur die kalte Steinfigur des hl. Jakobus in Santiago umarmen. Der Katholik will fromm sein und gesellig. Nach der Pilgermesse geht's ins Pilger-Cafè. Notgedrungen mussten wir uns in die Kunst des Verzichts einüben oder es der Initiative Einzelner überlassen, für sich und stellvertretend aufzubrechen. Ja, das „Prinzip Stellvertretung“ wurde im Krisenjahr neu entdeckt. Mancherorts hinterließen Vertreter von Bruderschaften als „Delegation“ ihr Kerzenopfer und die Fürbitten der daheim Gebliebenen.

Digitale Gebetsgemeinschaften und Liveschaltungen zu Gnadenstätten waren und sind kreative Ersatzformen, auch Freiluft-Gottesdienste, Fürbittwände, digitale Botschaften der Pilgerbüros zu den Bruderschaften. Besonders die Kerzenopfer der zahlreichen Einzelpilger bleiben an den Gnadenorten sehr gefragt. Der Livestream von Gottesdiensten und deren Ausstrahlung über soziale Medien kann doch nur ein gutgemeinter und zugleich störanfälliger Notbehelf für einige wenige sein. Surfen in frommen digitalen Netzwelten befriedigt die Seele nicht. Der digitale fernsehende Blick aufs Gnadenbild vom Sofa aus weckt die Sehnsucht nach der Begegnung mit dem „echten“ Bild.

In fantasievoller und auch hektischer Betriebsamkeit wurde 2020 nach Desideraten gesucht. Vielleicht müssen wir es noch lernen, nicht sofort in schweißtriefender Geschäftigkeit nach „kreativen Ersatzformen“ zu greifen, sondern auch die Passivität und Leere auszuhalten, das Vakuum, das ich nicht sofort verdrängen, ersetzen und auffüllen kann. Vielleicht sind wir eher „Pilger des Fehlenden“ (Gotthard Fuchs) als Gottfinder, dürfen zu unserer Ratlosigkeit stehen und auf allzu vollmundige und affirmative Mutmachpredigten verzichten. Die Kirchen gerade an Wallfahrtsorten standen offen, die Bilder der Hoffnung blieben zugänglich; und damit die Möglichkeit, sich – allein, zu zweit, zu dritt – Maria und den anderen heiligen Nothelfern hinzuhalten; und das nicht ausgelassen singend, sondern ratlos und mit stotternden Fürbitten, mit

dem verborgenen Gott hadernd. Vielleicht werden eher diese individuell gestalteten Wege und nicht die traditionellen Großgruppen-Wallfahrten Zukunft haben. In eher demütig tastenden und stolpernden Pilgerschritten kann dann auch die Ahnung von etwas Neuem wachsen, die Sehnsucht nach dem, der mit uns geht, wenn es so nicht mehr weitergeht. Die Pilgerexistenz lehrt, dass der Wunsch nach Rückkehr zum „frommen Normalbetrieb“ allzu bescheiden und regressiv wäre.

Die, die es sich leisten konnten, waren viel zu Hause, auch wenn man – auf sich zurückgeworfen – nicht so recht in sich gewohnt hat. Die einsame Pilgerfahrt in den eigenen vier Wänden, die Entdeckungsreise im unbekanntem Innenleben ist auch ein Abenteuer, ein „Stehen in der Stille“⁴ Ich stieß vielleicht darauf, wie sehr ich der „Tempel des Heiligen Geistes“ bin; kein Gnadenbild, aber ein Ebenbild Gottes; ja, in mir ist das Wallfahrtsheiligtum aufgerichtet, das der Allernächste besucht. Denn ER ist der erste Pilger. ER pilgert bittend und fragend mir entgegen und lässt das Ich „außer sich geraten“ (Eberhard Jüngel). Wird diese eher protestantische Weise der Selbsterfahrung vor Gott die Existenzform des neuen Pilgers sein – danach, in der Zeit des Individualismus? „Alle Religionen werden vergehen, aber dies wird bleiben: einfach auf einem Stuhl sitzen und in die Ferne blicken“, sagte der 1919 verstorbene russische Religionsphilosoph Wassili Rosanow. Vielleicht wird das Pilgern „danach“ individueller werden, spätmoderner, hoffentlich nicht ortloser. Pilgerorte dürfen nicht von der Landkarte unserer Sehnsucht verschwinden. Sie helfen uns, „in die Ferne zu blicken“. Diese Orte gehannter Fülle sind Vororte der „neuen Stadt“. So heilsam es ist, die innere Pilgerfahrt einzuüben, sich auf das ureigene Innenleben zu konzentrieren und ins Weite zu blicken – der unruhige Mensch sucht die Bewegung, und wir Christen und die Christinnen suchen das Weite, den leibhaftigen Aufbruch. Christsein im Homeoffice unter Ausschluss der Öffentlichkeit geht auf Dauer nicht. Darum

brauche ich die „Impfung“ durch den Geist und durch Praktiken des gelebten Glaubens wie das Pilgern, damit mir die Sehnsucht nach dem Gott des Weges und des Zieles nicht verlorengelt.

Gottes Geist für eine „Kirche in Verlegenheit“

„Es wird nicht mehr so sein wie zuvor“ – das ist eine zutiefst österliche und auch tröstliche Erfahrung. Sie mutet den Mut zum Abschied zu. Das Labyrinth als ein Pilgersymbol bildet im Zentrum den Wendepunkt ab, den Lebens-Wandel um 180 Grad, nicht das „Immer-weiter-so“. Die Kehrtwende wurde den Frauen am Grab und den Jüngern zugemutet. Nach Ostern gab es keine selbstsichere Jünger/innenschar, sondern eher eine zögerliche „Kirche in Verlegenheit“, die unter dem Eindruck der Erschütterung aller Selbstgewissheit steht. Sie lebt nicht von der „Rückkehr zur Normalität“, sondern vom Neustart, den allein Gott veranlasst. Sie braucht die vom Auferstandenen eingeleiteten Öffnungsschritte und die reine Geist-Luft zum Atmen. „Atme in uns, Heiliger Geist“ – so lautet das Motto 2021 der Wallfahrtsorte im nordwestdeutschen Raum. Ohne den Besuch des Auferweckten und ohne den Geistatem säße Kirche noch heute im selbstgewählten Lockdown und hinge im Gefühlsstau. Seit Ostern müssen und dürfen wir mit dem verborgenen Christus leben, der uns heilsam umgibt von allen Seiten und den wir nicht nur in uns finden, sondern dann, wenn wir pilgernd wegkommen von uns und auf „neue Wege“ einspuren. Seit Ostern haben wir es mit dem zu tun, den man nicht sehen und begreifen kann. Und mit Situationen, die nicht überschaubar und beherrschbar sind. Wir dürfen darauf hoffen, dass Gott noch andere Hände hat als unsere Hände. Diese unbescheidene Hoffnung und eine Einübung in die Demut, diese schwere Lektion und auch die Akzeptanz der Fraglichkeit des Glaubens gehören zum Weg der Jüngerinnen und Jünger mit

Christus. Wer dem Verborgenen begegnet, wird aus alten Bahnen herausgerissen und kann nicht sentimental zurückblicken. Pilgerorte müssen Raum zur Klage und zum Schweigen geben. Sie sind keine überraschungsfreien Zonen, an denen wir das je schon Erwartbare zu hören bekommen. Auch Pilgerorte sind Suchräume, an denen wir gelassen und demütig werden, Schwellenräume und Wartesäle, in denen wir uns ratlos und sprachlos nach dem verborgenen Gott und dem ewig Neuen ausstrecken. Wir sind noch nicht wunschlos glücklich. Wir wissen noch nicht, was kommt. Gerade jetzt, wo „es“ wieder losgeht, brauchen wir Orte, wo wir wahrhaft „ins Freie“ gehen, heilsam unterbrochen werden und auf die Ankunft eines ganz Anderen warten.

Anmerkungen:

- 1 Peter Kümmel, In einem Stau, der sich nicht auflöst, in: DIE ZEIT 20/2020 vom 6. Mai 2020 unter Bezugnahme auf: Julio Cortázar, Südliche Autobahn (1966) in: Die Erzählungen Bd. 2. Frankfurt 1998.
- 2 Ralph Kunz, Pilgern. Glauben auf dem Weg, Leipzig 2019, S.118. Wichtig auch: Detlev Linau, Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern, Ostfildern 2009; Philipp Stoellger, Eröffnung: Corona als Riss der Lebenswelt. Zur Orientierung über Naherwartungen, Enttäuschungsrisiken und Nebenwirkungen in: Benjamin Held u.a. (Hg.), Corona als Riss. Perspektiven für Kirche, Politik und Ökonomie. Heidelberg 2020, S. 13-30.
- 3 Elmar Salmann/ Marcel Albert, 77 Tage Ausnahme leben. Wie ein Virus uns auf andere Gedanken brachte. Münsterschwarzach 2020.
- 4 Clemens Sedmak, Hoffentlich. Gespräche in der Krise. Innsbruck 2020, S.149.